

Eckermann

Ein Leben im Dienste Goethes

Am 30. Mai 1825 schrieb Johann Peter Eckermann an seinen Freund Nees von Esenbeck und bat ihn um ein Darlehen von zehn Louisdor, „damit ich“, wie er sich etwas umständlich ausdrückt, „durch den Mangel augenblicklicher Bedürfnisse nicht täglich in Sorgen gerate und von meinen Bestrebungen so höchst unangenehm abgelenkt werde“. Eckermann war damals schon fast zwei Jahre im Dienste des greisen Weimarer Dichterfürsten mit ganzer Hingabe tätig, sah sich aber außerstande, aus den kargen Einnahmen, die ihm diese Stellung verschaffte, auch nur die notdürftigsten Ansprüche, welche das Leben an ihn stellte, zu befriedigen. Den naheliegenden und durch die Verhältnisse gebotenen Weg, der ihn aus seiner mißlichen finanziellen Lage herausführen konnte, wagte er in seiner Schüchternheit und ehrfurchtsvollen Scheu vor dem Meister nicht zu betreten. „Ich weiß nicht, was mich abhält, Goethe n dergleichen zu sagen!“ schreibt er weiter. „Da Goethe meine Lage kennt, ist es mir immer, als sollte er sich dergleichen selbst sagen, und da stoßt denn meine Natur, sich gegen ihn auszulassen. — Aber dies mein stilles Zurückstehen macht es denn auch, daß ich in der Welt zu nichts komme.“

Diese paar Sätze sind sowohl für Eckermanns Charakter wie für sein Verhältnis zum Meister in hohem Grade bezeichnend. Wenn indes Eckermann in seiner augenblicklichen gedrückten Stimmung meint, daß er auf diese Weise in der Welt zu nichts kommen werde, so hat sich diese Voraussage nicht, oder doch nur nach einer Richtung hin bewahrheitet. Eckermann hat es aller Enttäuschungen, die ihm freilich nicht erspart blieben, zum Trost doch zu etwas in der Welt gebracht — allerdings nicht als selbständige literarische Erscheinung, nicht als Verfasser von eigenen poetischen Werken, wie er sich das noch in seinen jungen Jahren geträumt hatte, wohl aber als literarischer Jünger und treuer Gehilfe Goethes, als entsagungsvoller Herausgeber von dessen Werken, zumeist und vor allem aber als Autor des von vielen Goetheverehrern als eine Art Evangelium von kanonischer Geltung bewunderten Buches „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“, das dem niedrig geborenen, keineswegs außerordentlich begabten Bauern- und Händlerssohn von der Lüneburger Heide die literarische Unsterblichkeit verschaffte.

Wie Eckermann Goethes Jünger wurde und welchen Preis er für die Unsterblichkeit bezahlte, soll hier in gedrängter Darstellung gezeigt werden. Die Beantwortung der weiteren, ziemlich verwickelten Frage nach dem Wert, dem Erfolg und zumal der Glaubwürdigkeit seines Hauptwerkes „Gespräche mit Goethe“ muß einer späteren Untersuchung vorbehalten bleiben¹.

¹ Auf die Schrift von Julius Petersen: „Die Entstehung der Eckermannschen Gespräche und ihre Glaubwürdigkeit“, 2. Aufl. (Frankfurt a. M. 1925, Moritz Diesterweg), sei hier schon hingewiesen. — Der eigentliche Eckermann-Biograph ist H. H. Houben, dessen Buch: „J. P. Eckermann, sein Leben für Goethe“, 2. Aufl. (Leipzig 1925, H. Haessel), nächst der Autobiographie Eckermanns in seinen „Gesprächen“, die Hauptgrundlage für die folgenden Ausführungen bildet.

I.

Zu Winsen an der Luhe, einem Landstädtchen, das heute an der Eisenbahnstrecke von Lüneburg nach Hamburg liegt, stand die bescheidene Wiege Eckermanns, der am 21. September 1792 geboren wurde. Er stammte aus der zweiten Ehe seines schon hoch in den Jahren stehenden Vaters, eines kleinen Bauern, Hausierers und Händlers, der sich und die Seinen durch den kümmerlichen Ertrag seines schmalen Grundstücks und seines Gewerbes mühsam genug ernährte. Der kleine Johann Peter, dem in seinem Mannesalter in getreuer Nachahmung seines Meisters Goethe das Lob der „Kultur“ so häufig in die Feder fließen sollte, wuchs ganz kulturlos auf, mußte Kühe hüten, Holz und Streu sammeln, auf dem Felde Ähren auflesen, und, wenn er noch etwas Zeit erübrigte, Fische fangen, die seine Mutter in der Küche verwendete. Die sehr primitive Volksschule des Städtchens besuchte der Knabe nur im Winter. Das Talent zum Zeichnen, das sich bei ihm frühzeitig offenbarte, fand vonseiten eines befreundeten Juristen zeitweilig Lob und Förderung, und der Junge trug sich sogar vorübergehend mit dem Gedanken Maler zu werden. Als ihm aber seine in Hamburg bedienstete ältere Schwester von dem anstrengenden und lebensgefährlichen Beruf der Maler (Anstreicher!) erzählte, gab er seine Künstlerträume auf. Daß es auch noch eine andere Art von Maler gibt, wußte er damals noch nicht.

Im 16. Lebensjahre wurde Eckermann konfirmiert. Von religiösen Eindrücken aus seiner Jugendzeit wissen sonst seine Biographen wenig zu berichten, doch wurde der Knabe in den notwendigsten Lehren der protestantischen Konfession unterrichtet, und in den Briefen des Jünglings finden sich öfters Zeugnisse eines edlen Gottvertrauens. Später ist davon kaum noch die Rede. Nach seiner Konfirmation war Eckermann als Schreiber und Bureauangestellter in verschiedenen kleinen Beamtungen tätig, machte dann 1813/14 den Feldzug gegen Frankreich mit, wurde nach seiner Rückkehr infolge der ausgestandenen Strapazen krank und erhielt 1815 eine gute Stelle bei der Militärbekleidungskommission in Hannover, die ihn endlich von den drückendsten Sorgen um seinen Unterhalt befreite und ihm überdies etwas Zeit für Lieblingsbeschäftigungen ließ. Der Schriftsteller in ihm regte sich. Theodor Körner, der gefeiertste unter den vaterländischen Liederdichtern, ward auch sein Lieblingsfänger, sein Ideal und Vorbild; dessen Lieder Sammlung „Leier und Schwert“ riß ihn zur Bewunderung und Nachahmung hin. Unter Körners Einfluß verfaßte er ein patriotisches Gedicht, das er auf eigene Kosten drucken ließ. Der Erfolg des literarischen Erstlings war, wenn wir seinem eigenen Zeugnis glauben dürfen, ein überraschend günstiger. Das Gedicht wurde in verschiedenen Zeitschriften nachgedruckt, von einem Komponisten sogar in Musik gesetzt, von befreundeter Seite viel gelobt, und verschaffte dem Verfasser „den Zudrang einer Menge sehr erfreulicher Bekanntschaften“. Neben Körner und den übrigen Freiheitsdichtern galt die Verehrung des jungen Mannes vorzüglich Schiller und Klopstock, die er ebenfalls fleißig las, ebenfalls bewunderte, ebenfalls nachahmte, wenn er sich auch durch sie wenig gefördert fand. „Die Bahn dieser Talente lag“, so schrieb er nachträglich, „ohne daß ich es damals gewußt hätte, von der Richtung meiner eigenen Natur zu weit abwärts.“

In dieser Zeit, als die „Talente“ Schiller und Klopstock ihn „zu weit abwärts“ zu führen drohten, hörte Eckermann, wie er in seiner autobiographischen Einleitung zu den „Gesprächen“ weiter erzählt, „zuerst den Namen Goethe und erlangte zuerst einen Band seiner Gedichte“. „Es war mir, als fange ich erst an aufzuwachen und zum eigentlichen Bewußtsein zu gelangen; es kam mir vor, als werde mir in diesen Liedern mein eigenes mir bisher unbekanntes Innere zurückgespiegelt.... Ich lebte in diesen Liedern ganze Wochen und Monate. Dann gelang es mir, den Wilhelm Meister zu bekommen, dann sein Leben, dann seine dramatischen Werke. Den Faust, vor dessen Abgründen menschlicher Natur und Verderbnis ich anfänglich zurückschauderte, dessen bedeutend rätselhaftes Wesen mich aber immer wieder anzog, las ich alle Festtage. Bewunderung und Liebe nahm täglich zu, ich lebte und webte Jahr und Tag in diesen Werken und dachte und sprach nichts als von Goethe.“ Da indes dem enthusiastischen Schöngeist bei dieser Lektüre und auch sonst im Leben auf Schritt und Tritt die argen Lücken seiner Bildung peinlich zum Bewußtsein kamen, nahm er bei einem befreundeten Philologen Privatunterricht im Lateinischen und Griechischen und besuchte ein Jahr später als fast Fünfundzwanzigjähriger das Gymnasium. Zu den sechs Bureaustunden des Beamten kamen für ihn nun täglich vier bis fünf Stunden, die er auf der Schulbank zubringen mußte, von den Vorbereitungen für die Klasse gar nicht zu sprechen. Einige Wochen und Monate ließ sich dieses Leben aushalten, dann aber rächte sich die Natur. „Es bestätigte sich die alte Wahrheit“, schreibt er selbst, „daß niemand zweien Herren dienen könne. Der Mangel an freier Luft und Bewegung, sowie die fehlende Zeit und Ruhe zum Essen, Trinken und Schlaf, erzeugten nach und nach einen krankhaften Zustand; ich fühlte mich abgestumpft an Leib und Seele und sah mich zuletzt in der dringenden Notwendigkeit, entweder die Schule aufzugeben oder meine Stelle. Da aber das letztere meiner Existenz wegen nicht anging, so blieb mir kein anderer Ausweg, als das erstere zu tun, und ich trat mit dem beginnenden Frühjahr 1817 wieder aus.“

Obwohl Eckermann sich so nur einen sehr geringen Teil von dem Bildungsstoff des Gymnasiums angeeignet hatte und von einer genügenden Vorbereitung auf die Hochschule bei ihm keine Rede sein konnte, so dachte der wissensdurstige, hochstrebende junge Mann doch allen Ernstes daran, die Universität Göttingen zu besuchen, was infolge der geringen Anforderungen, die damals vonseiten der Hochschule an die Hörer gestellt wurden, durchaus im Bereiche der Möglichkeit lag. Aber dem mäßig besoldeten Beamten fehlte es gar sehr an den erforderlichen Geldmitteln. Um sich diese zu verschaffen, suchte Eckermann einige reiche Leute auf, hatte indes mit solchen Bittgängen so gut wie keinen Erfolg. So entschloß er sich zur Selbsthilfe und fing wieder an, fleißig zu dichten, zu schriftstellern. Ein Drama, „Graf Eduard“ betitelt, ward 1820 vollendet, aber zunächst nicht veröffentlicht. Dagegen ließ der wagemutige junge Mann ein Bändchen Gedichte auf eigene Kosten drucken und war bei diesem Unternehmen von auffallendem Glücke begünstigt. Die Gedichte verhalfen ihrem Verfasser in Hannover zu Ansehen in einflußreichen Kreisen und zu wirksamer materieller Unterstützung, die es ihm ermöglichte, im Mai 1821 nach Göttingen zu ziehen, wo er an der Universität juristische Kollegien hörte,

ohne indes sein Hauptziel, ein berühmter Schriftsteller zu werden und mit Goethe in Verbindung zu treten, je aus den Augen zu verlieren.

Im September machte der neunundzwanzigjährige Musensohn einen Ausflug nach Weimar, traf aber seinen Heros nicht zu Hause. Einige Tage zuvor, am 25. August, hatte er Goethe seine Gedichtsammlung zugleich mit einer kurzen Skizze seines bisherigen Lebens und Strebens geschickt. Da die Gedichte fast in jeder Zeile auf den alten Herrn in Weimar als auf das große und höchste Vorbild ihres Verfassers hinviesen, so hätte es des untertänigen Begleitschreibens, womit Eckermann seine Manuskriptsendung ausrüstete, eigentlich gar nicht bedurft, um Goethe von der tiefen Ergebenheit seines jungen Bewunderers zu überzeugen. Eine direkte Antwort vonseiten des hohen Empfängers erfolgte zwar nicht, aber in der Zeitschrift „Kunst und Altertum“ stand mit dem Datum „2. Oktober 1821“ eine freundliche Erklärung Goethes, durch die er für „öftere Sendungen und Anfragen von wohlbedenkenden, talentreichen, strebenden jüngeren und älteren Personen“ in verbindlicher Weise dankte. Durch diese höfliche Rundgebung des alten Herrn Geheimrats, die er in der Tat auch auf sich beziehen durfte, ermutigt, verfaßte Eckermann eine längere literarästhetische Schrift, „Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe“, die in einer glühenden Apotheose seines Abgotts gipfelte. Im Mai 1823 schickte er die „Beiträge“ und einen neuen Brief an den Gefeierten, legte eine Charakteristik jener Schrift mit einer ausführlichen Inhaltsangabe der Sendung bei und bat um einige empfehlende Worte Goethes für sein Geisteskind bei dem Verleger Cotta. Schon am 10. Juni erschien dann Eckermann persönlich bei dem Dichter in Weimar und hatte mit ihm seine erste Unterredung, über die er in seinen „Gesprächen“ ausführlich berichtet. Er wurde sehr herzlich empfangen. „Wir setzten uns auf das Sofa. Ich war glücklich verwirrt in seinem Anblick und in seiner Nähe, ich wußte ihm wenig oder nichts zu sagen. ... Es war mir bei ihm unbeschreiblich wohl; ich fühlte mich beruhigt, wie es jemandem sein mag, der nach vieler Mühe und langem Hoffen endlich seine liebsten Wünsche befriedigt sieht.“

Am folgenden Tage war Eckermanns Schicksal entschieden: er nahm Goethes Vorschlag, bei ihm einstweilen als sein literarischer Gehilfe und Freund zu bleiben, freudig und ohne lange zu überlegen an, und der alte Herr besorgte seinerseits für die neue Schrift seines Schüglings eine warme Empfehlung an Cotta. Der Verleger erklärte sich einverstanden, die Broschüre zu günstigen Bedingungen zu übernehmen. So erschienen denn die „Beiträge“ schon im Oktober in der kleinen Auflage von 750 Exemplaren. Zwar fand das Büchlein, soweit es überhaupt beachtet wurde, bei der zeitgenössischen Kritik keine allzu gute Aufnahme. Der witzige Satiriker M. G. Saphir bezeichnete es kurzerhand als „Schulknabenästhetik“, und der Spötter Heine goß im dritten Teil der „Reisebilder“ über den „Goethe-Papagei“ Eckermann die ägende Lauge seines Witzes aus. Aber der Gedanke an die ehrenvolle Freundschaft mit dem alten Dichterkönig und das Bewußtsein des Geborgenseins unter dessen schützenden Fittichen ließ den übergelücklichen Jünger einstweilen alle derartigen Kränkungen leicht verschmerzen.

II.

Eckermann erledigte, nachdem er sich in Thüringen häuslich niedergelassen, zunächst einige leichtere Probearbeiten, die ihm Goethe aufgetragen hatte: die Anfertigung eines guten Inhaltsverzeichnisses für die ersten vier Bände von „Kunst und Altertum“ und die Durchsicht und verständige Beurteilung der in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ der Jahre 1772 und 1773 veröffentlichten jugendlich übermütigen Rezensionen des nunmehrigen feierlich gesetzten Meisters. Dieses Probestück, das zur vollen Zufriedenheit Goethes ausfiel, besorgte der Jünger aber nicht in Weimar, sondern dem Wunsche seines Herrn gemäß in Jena, während Goethe selbst für die Sommermonate in Marienbad weilte. Auf der Rückreise im September suchte der Meister seinen Eckermann in Jena auf und war im Verkehr mit seinem enthusiastischen Verehrer die Güte und Leutseligkeit selbst. „Bleiben Sie bei uns“, sagte er zu ihm dringend, „und nicht bloß diesen Winter, wählen Sie Weimar zu Ihrem Wohnort.“ Eckermann war selig! In Weimar, in nächster Nähe des innig verehrten alten Herrn zu weilen und täglich im vertrauten Gedankenaustausch mit ihm sein Wissen zu mehren, seinen Horizont zu erweitern, das war ja die Erfüllung eines jahrelang gehegten Traums! In Jena hatte es ihm nicht recht behagt, aber Weimar bedeutete für ihn das Dorado seines ganzen Sehnsens, und so zog er denn am 1. Oktober in die Residenzstadt an der Ilm.

Da Goethe für den Jünger eine kleine Wohnung in der Nähe seines eigenen Hauses besorgte und Cotta das verhältnismäßig gute Honorar für die „Beiträge“ pünktlich auszahlte, so verging der erste Winter in Weimar für den Lernbegierigen, in der beglückenden Sonne von Goethes Gunst sich reckenden jungen Mann zugleich angenehm und anregend. Der Meister hatte seinen Gehilfen gleich in einer der ersten Unterhaltungen vor jeder größeren poetischen Arbeit nachdrücklich und eindringend gewarnt. Die Warnung nahm sich der gelehrige Schüler um so bereitwilliger zu Herzen, als er von Natur zur Unschlüssigkeit neigte, und weil sie überdies seiner mehr rezeptiven als produktiven Veranlagung freundlich entgegenkam. So wurde denn der Plan zu einem größeren Gedicht über die Jahreszeiten, mit dem sich der junge Mann längere Zeit getragen hatte, fallen gelassen, und auch sonst verzichtete Eckermann in der Schule Goethes immer mehr auf selbstständiges schriftstellerisches Arbeiten. Dagegen half er mit wachsendem Verständnis und bewunderungswürdiger Einfühlungsfähigkeit dem Meister bei der Durchsicht, Auswahl und Anordnung der Gedichte, Xenien, Aphorismen sowie der Aufsätze und Abhandlungen über Literatur, Kunst und die verschiedensten Zweige der Naturwissenschaft, redigierte aus alten Briefen und Tagebüchern die „Schweizerreise“ von 1797, gab ihr die Form, in der sie in Goethes Werke Aufnahme fand, und schrieb auf Wunsch des alten Herrn für „Kunst und Altertum“ eine verständnisvolle Rezension über die „Chaselen“ des Grafen August v. Platen, die bei Goethe ganz besondere Anerkennung erntete. Nachdem er diese kritische Leistung warm gelobt hatte, rückte der alte Herr etwas zögernd, dann aber in sehr bestimmter Form mit der einschneidenden Forderung heraus: „Ich will Ihnen etwas sagen, wenn Ihnen vielleicht von andern Orten her literarische Anträge gemacht werden sollten, so lehnen Sie

solche ab oder sagen es mir wenigstens zuvor; denn da Sie einmal mit mir verbunden sind, so möchte ich nicht gerne, daß Sie auch zu andern ein Verhältnis hätten.“ Das war deutlich gesprochen, aber Eckermann ließ sich in diesem entscheidenden Augenblick ganz vom Zauber, der für ihn von Goethe ausging, hinnehmen und stellte sich, ohne an die Sicherung seiner materiellen Existenz zu denken, dem Meister bedingungslos zur Verfügung. So hatte der erfahrene alte Herr gegenüber dem zu jeder Dienstleistung bereiten Jünger ein für allemal gewonnenes Spiel: er besaß eine wertvolle Handhabe, die er in der Folgezeit regelmäßig und stets mit Erfolg gebrauchte, wenn immer Selbstständigkeitsgelüste bei seinem im allgemeinen tadellos devoten Famulus sich regten. Diesen jungen Mann soweit möglich von der Berührung mit hohen Persönlichkeiten zu isolieren und die Früchte seiner Arbeiten dauernd für sich zu sichern, war fortan sein offenkundiges und, wie ihm schien, berechtigtes Bestreben. Dieses sein Vorhaben gelang ihm so vollständig, daß Eckermann z. B. in den fünf Jahren, die er in räumlicher Nähe des alten Großherzogs Karl August zubachte, nicht ein einziges Mal mit diesem hohen Herrn ein Gespräch führen konnte und ihm anscheinend nicht einmal vorgestellt wurde. Dagegen war der Meister damit einverstanden, daß sein „getreuer Eckart“ mit den überzeugten Goetheapologeten Barnhagen v. Ense, Zelter und Zauber in brieflichen Verkehr trat; denn von dieser Seite drohte, wie der alte Herr mit Sicherheit annehmen konnte, keine Gefahr. Auch sonst wußte der Herr Geheimrat alle Versuche zu eigenmächtigem Vorgehen, die im Laufe der neun Jahre ihres Zusammenseins von außen an seinen Eckermann herantraten, wirksam zu vereiteln, ohne daß er dafür den treuen Gehilfen durch ausreichende materielle Unterstützung entschädigt hätte.

Hier berühren wir eine der wundesten und peinlichsten Stellen in dem Verhältnis zwischen Meister und Jünger, das von unentwegten Goetheschwärmern so gern mit allem Glanz und Zauber der Verklärung umgeben wird. Es scheint ja wohl, daß der alte Herr, wie Eckermanns Biograph Houben annimmt, die Arbeiten, die der Gehilfe direkt und in seinem bestimmten Auftrag für ihn besorgte, einigermaßen, aber jedenfalls knapp genug, honorierte. Diese gelegentlichen Zuwendungen reichten denn auch in den ersten Wochen und Monaten, als Eckermann noch von Cottas Honorar zehren konnte, aus, um die bescheidenen materiellen Bedürfnisse des alleinstehenden Mannes zu befriedigen. Sobald jedoch der kleine Geldvorrat, den ihm seine „Beiträge“ eingebracht hatten, zu Ende ging und die Aussicht auf ein festes Gehalt vonseiten Goethes sich nicht erfüllte, stellten sich bei Eckermann die leidigen Geldsorgen ein, die ihn, von einigen kurzen Ruhepausen abgesehen, bis zum Grab durchs Leben begleiteten und dem nichts weniger als geschäftstüchtigen Manne noch unendlich viele traurige und bittere Stunden bereiten sollten.

Diese Sorgen waren für ihn um so peinlicher, da er sich schon 1819 mit Johanna Bertram, einem schlichten bürgerlichen Mädchen in Hannover verlobt hatte. Bei seiner Übersiedlung nach Weimar mußte er die Braut, die inzwischen nach Nordheim verzogen war, zurücklassen, da aus finanziellen Gründen eine Heirat einstweilen noch nicht in Frage kommen konnte. Johanna, oder Hanchen, wie sie in Freundeskreisen genannt wurde, drängte brieflich und mündlich ihren Verlobten bei jeder Gelegenheit, daß er doch in Weimar oder ander-

wärts für sie beide eine feste Existenz gründe. Eckermann indes wagte es bei seiner angeborenen Schüchternheit und aus übergroßer Ehrfurcht vor dem Olympier gar nicht, bei Goethe diese an sich gewiß verständliche und berechtigte Forderung nachdrücklich zur Sprache zu bringen, geschweige denn, daß es ihm gelungen wäre, sie bei dem in solchen Sachen schwerhörigen alten Herrn Geheimrat durchzusetzen. Um nicht in bitterste Not zu geraten, wählte Eckermann den Ausweg, daß er neben seinen Arbeiten für Goethe, die ihn nicht vollständig in Anspruch nahmen, einigen von den in den zwanziger Jahren zahlreich in Weimar anwesenden Engländern im Hause des Professors Melos Unterricht im Deutschen gab, eine Beschäftigung, mit der sich sein Herr einverstanden erklärte und die dem Gehilfen ein zwar bescheidenes, aber doch anständiges Auskommen für einige Zeit sicherte. Allerdings reichten diese Einnahmen zur Gründung eines Haushalts auch nicht entfernt aus, und so blieb Hanchen nichts anders übrig, als weiter zu warten, zu hoffen, zu klagen und zu mahnen. Für Goethe jedoch hatte diese Nebenbeschäftigung seines Jüngers einen doppelten Vorteil: sie entthob den alten Herrn, wie er wenigstens meinte, aller Verantwortlichkeit, für den Unterhalt Eckermanns zu sorgen, und sie setzte seinen literarischen Mitarbeiter in stand, dem Meister in seiner Beschäftigung mit englischer Literatur nach und nach immer wertvollere Sekretärdienste zu leisten.

Im Herbst 1825 feierte Weimar das 50jährige Regierungsjubiläum seines Großherzogs Karl August und kurz darauf, am 7. November, den ebenfalls goldenen Jahrestag der Anwesenheit seines großen Dichterfürsten Johann Wolfgang v. Goethe. Bei letzterem Anlaß wurde sowohl dem Hausgenossen und philologischen Berater Riemer wie dem treuen Jünger Eckermann auf bestimmten Wunsch Goethes selbst von der Universität Jena der philosophische Doktorhut verliehen. Wie später durchsicherte, hat die Fakultät das Ansuchen des allmächtigen alten Herrn Geheimrats bezüglich Riemers glatt bewilligt, während hinsichtlich Eckermanns einige Professoren Bedenken erhoben. Sie mögen sich wohl nicht ohne Grund gefragt haben, ob die Verleihung der Doktorwürde an einen Kandidaten von so ungewöhnlich dürftiger Vorbildung, wie sie Eckermann besaß, sich mit dem wissenschaftlichen Ruf der Universität vereinigen lasse. Natürlich vermochte ihre Ansicht gegenüber dem energisch geäußerten Wunsche Goethes nicht durchzudringen.

Für den neugeschaffenen Doktor Eckermann hatte die Sache noch eine andere Seite und einen höchst unangenehmen, mehr sauren als süßen Nachgeschmack. Er erhielt den nichts weniger als beneidenswerten Auftrag, all die unendlich zahlreichen Glückwunsch-Reden, -Ansprachen, -Predigten, -Prologe, -Epiloge, -Lieder, -Gedichte, -Kantaten, -Aufsätze, -Briefe und sonstigen Herzensergüsse in Prosa und Poesie, die bei dieser Gelegenheit vom gesamten Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach dem greisen Dichter dargebracht worden waren, zu sammeln, zu ordnen, zu registrieren und für eine in Aussicht genommene Drucklegung durchzusehen und vorzubereiten. Eine nervenradernde, schauerliche Beschäftigung, die selbst den lammfrommen, bis zur Selbstvernichtung seinem Protektor und Meister in Betwunderung, Ehrfurcht und Anbetung ergebenden Goetheenthusiasten Eckermann in eine Art wildverzweifelter Stimmung versetzte und den ganzen Winter 1825/26 in mitleiderregender Weise

an sein Arbeitspult fesselte. Fürwahr, der Doktorhut war trotz aller Nachsicht der Fakultät teuer genug erkaufte! Die eigentliche Redaktion lag übrigens nicht einmal in seinen Händen, sondern in denen des Kanzlers v. Müller, der indes fast die ganze Last auf den zur Geduld verpflichteten neuen Doktor Eckermann abwälzte. Die Druckkosten wurden vom Hof bestritten. „So entstand eines der fürchterlichsten Bücher, die je in die Presse gelangten“, bemerkt hierzu selbst der große Goetheverehrer Houben, „ein Werk in zwei wuchtigen Bänden, an dem das dauerhafte Papier und der rotgoldene Einband bei weitem das Kostbarste waren: Weimars Jubelfest am 3. September 1825.“ Houben beschließt seine Darstellung dieser tragikomischen Episode im Leben Eckermanns mit den Worten: „Als aber das saure Werk dann schließlich beendet war und dieser aus allen Winkeln zusammengelesene Literaturkehricht selbst die devotesten Gemüter entsetzte, verschwand es unbeachtet in den Repositorien der großherzoglichen Archive und Bibliotheken. Von allen Hoffnungen, mit denen der Redakteur Eckermann soviel verzweifelte Stunden betäubt hatte, erfüllte sich nicht eine, und selbst die klingende Entschädigung, die ihm der Kanzler versprochen hatte, blieb man ihm schuldig.“

In seiner mißlichen Lage dachte „der getreue Eckart“ daran, jetzt schon die Aufzeichnungen über seine Unterhaltungen mit Goethe herauszugeben, um aus dem Honorar wenigstens die dringendsten Auslagen für die notdürftigsten Anforderungen des Lebens zu begleichen. Doch Goethe wollte von einer Veröffentlichung einer ihn so nahe berührenden Schrift, für die er vor der Welt einen hervorragenden Teil der Verantwortung übernehmen mußte, zu seinen Lebzeiten nichts wissen; so blieb dem armen Dr. Eckermann nichts übrig, als sich wie bisher durch Stundengeben so gut es ging auch weiter sein Brot zu verdienen. Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten erreichten ihren Höhepunkt, als Professor Melos im Februar 1828 am Typhus starb und die Engländer aus Furcht vor Ansteckung fluchtartig die Stadt verließen. Jetzt hörten die Unterrichtsstunden von selbst auf, und der Gehilfe des reichen alten Herrn Geheimrats war mit einem Schlage vollkommen mittellos. Zwar gab nun Goethe seinem Jünger gute Worte und versicherte, daß er für ihn sorgen werde. In der Hauptsache bestand indes diese Hilfe doch nur darin, daß er ihm in unverbindlicher Weise eine einträgliche Anstellung im Weimarer Staatsdienst in Aussicht stellte und ihn häufiger als bisher zu Tisch einlud. Im Jahre 1830 kam der alte Herr sogar auf den etwas sonderbaren Gedanken, den jungen Kunstliebenden König Ludwig I. von Bayern zu veranlassen, für Eckermann ein Jahresgehalt auszusetzen. Auf diese Weise wäre er selbst der Verpflichtung, für den notleidenden Mann zu sorgen, entbunden gewesen und hätte doch nach wie vor, oder eigentlich noch viel ungeschmälerter als bisher, die Früchte von Eckermanns Fleiß und Mühe eingeeerntet. Das diesbezügliche Gesuch an den König wurde wirklich eingereicht, blieb indes unbeantwortet!

Hanchen, „die ewige Braut“, wie Freunde und Bekannte sie zu benennen anfangen, war über dieses Benehmen des alten, bisher auch von ihr gewaltig verehrten Herrn bitter enttäuscht. Sie verlor allmählich völlig die Geduld und ihre Bewunderung für den „lieben Goethe“, wie sie einst den großen Dichter genannt hatte, sank auf den Nullpunkt. Im Frühjahr 1828 schrieb sie an ihren Verlobten, der sie wie gewöhnlich mit dem Hinweis auf Goethes liebenswürdige

Versprechungen und schönen Worte abzuspeisen versuchte, voll Unwillen: „Unbegreiflich ist's und bleibt's für mich, daß Goethe nicht besser für Deine feste und sichere Existenz sorgen kann!“ Ein Jahr später, als sich auch die Aussicht auf eine staatliche Anstellung für ihren Eckermann als hinfällig erwiesen hatte, wird die alternde Braut noch bitterer: „Was muß das für ein armer Staat sein, der nicht einmal 200 Taler zu irgend einer Besoldung mehr übrig hat. ... Es ist mir nun klar, daß die Weimaraner Dich nur mit Hoffnungen von einem Jahr zum andern hinhalten und weiter nichts dabei herauskommt. Wie konnte Dir der junge Goethe voriges Frühjahr noch Hoffnung zu dieser Stelle machen [an der Weimarer Hofbibliothek], indem er sagte, daß kein anderer als Du die Anstellung bekämeßt, da er doch gewiß ebensogut als jetzt wußte, wie schlecht es mit den Finanzen ausfah. — Es ist mir unbegreiflich, daß der alte Goethe, der überall, möchte ich sagen, vielen Einfluß hat, wenn nun auch nicht in dem armen Weimar, doch anderwärts für Dich nichts Gutes bewirken kann.“

Hancken hatte übrigens damals und später auch sonst noch in Sachen ihres Eckermann Anlaß zu Unbehagen und Verdruß. Die junge Schweizerin Espérance Sylvestre, die als Hofdame vorübergehend sich in Weimar aufhielt, machte auf den für weibliche Schönheit außerordentlich empfänglichen Eckermann einen starken Eindruck, was Hanckens scharfem Blick trotz aller Ablehnungsversuche ihres Verlobten nicht entging. Glücklicherweise verließ Fräulein Sylvestre im Sommer 1828 Thüringen und kehrte in ihre Heimat Genf zurück. Weit ernster und für Hancken bedrohlicher wurden die intimen Beziehungen, die Eckermann im Sommer und Herbst des gleichen Jahres mit der jugendlich koketten Sängerin Auguste Kladzig anknüpfte. Sie erreichten ihren Höhepunkt um Weihnachten 1829, dauerten aber auch nachher noch lange Zeit fort. Eckermann träumte und dichtete monatelang nur von Auguste und fühlte sich unendlich beglückt, wenn sie ihm im Theater einen freundlichen Blick zuwarf, ihn auf der Straße anredete, ihn in seiner Wohnung aufsuchte, ihm ein kleines Geschenk machte oder in irgend einer Weise ihre Zuneigung kundgab. Dieses Verhältnis entfremdete ihn zeitweilig nicht nur von seiner armen einsamen Braut, sondern selbst von seinem Heros und Abgott Goethe. Noch heute bezeugen 37 erst kürzlich durch Professor Dr. Julius Petersen veröffentlichte Briefe Eckermanns an Auguste den unheilvollen Zauber, den die verführerische Opernsirene auf den Theaterschwärmer Eckermann jahrelang ausübte. „Eckermann will“, schreibt Petersen nachsichtig, „sein trübes Alltagsleben mit Poesie vergolden und in der Liebesgeschichte die Materialien einer Dichtung erleben. Daß ihm in dieser Stimmung alles, was er mit Auguste spricht oder von ihr träumt, wichtiger ist, als was er von Goethe zu hören bekommt, wird durch das Tagebuch selbst bestätigt.“ Dieses neue Tagebuch, das, wie Eckermann schon in der Überschrift offen gesteht, die seelischen Erlebnisse und Stimmungen „besonders in Bezug auf Auguste“ festhalten sollte, ist weit ausführlicher und persönlicher gehalten als alle früheren ähnlichen Aufzeichnungen Eckermanns; aber der biographische Roman, worin er das Verhältnis zu Auguste im Stile und nach dem Vorbild Goethes poetisch zu gestalten gedachte, blieb dürftiges Fragment.

Als Goethes unglücklicher Sohn August im Frühjahr 1830 seine Reise nach Italien antrat, von der er nicht mehr nach Weimar zurückkehren sollte, be-

gleitete ihn Eckermann auf Wunsch des alten, bekümmerten Vaters bis nach Genua. Dort trennte er sich von seinem Schützling, dessen Befinden sich anscheinend bedeutend gebessert hatte, und wandte seine Schritte wieder nach Norden. In Genf besuchte er seine Freundin Sylvestre, die ihm dringend riet, Weimar zu verlassen, das abhängige Leben im Dienste Goethes aufzugeben, als freier Mann sich anderswo um eine einträglichere und selbständigere Stelle zu bewerben und endlich seine ungeduldig harrende Braut heimzuführen. Das Zureden der jungen Schweizerin übte auf den unschlüssigen, willensschwachen Mann eine aufrüttelnde, belebende Wirkung aus. Jetzt endlich raffte sich Eckermann zu einer energischen Tat auf und schrieb von Genf aus an den alten Zauberer in Weimar einen Brief, den Houben als „einen der schönsten und mannhaftesten, die er je geschrieben hat“, bezeichnet, was allerdings bei dem sonst stets dienstbereiten, stets untertänigen, stets devoten Eckermann noch nicht gerade viel sagen will. Immerhin wagte der Jünger seinem Meister von den „drei großen Bedürfnissen“ zu sprechen, die in ihm in Italien lebendig geworden seien: „Mein Wissen zu vermehren, meine Existenz zu verbessern, und, daß beides möglich sei, vor allen Dingen etwas zu tun.“ In den letzten Worten deutet er, wie weiter im Briefe ausgeführt wird, auf seinen Plan hin, sein Werk „Gespräche mit Goethe“ sobald als möglich doch erscheinen zu lassen.

Aber schon in Frankfurt, wo ihn ein freundlicher, diplomatisch beschwichtigender Brief von Goethe erreichte, war die ganze Tapferkeit des guten Eckermann wieder verflogen. Er atmete erleichtert auf, weil sein verwegenes Schreiben kein größeres Unglück angerichtet hatte, und stellte sich, obwohl seine Hauptforderung — Herausgabe der „Gespräche“ — vom Meister abgelehnt wurde, und damit seine Existenz nach wie vor eine prekäre blieb, wieder vorbehaltlos zur Disposition seines Herrn. Als ihn dann vollends in Nordheim bei seinem Hanschen die freudige Nachricht erwartete, daß der Hof von Weimar ihm für den Unterricht des Erbprinzen monatlich 30 Taler festes Gehalt in Aussicht stelle — eine Aussicht, die sich später als leer erwies — da verabredete er voll Freude mit Hanschen die baldige Hochzeit und kehrte völlig ausgesöhnt mit seinem Schicksal als dankbarer und reumütiger Diener zu seinem Herrn zurück.

Damit war das letzte Auflauern von Eckermanns Selbständigkeitsgelüsten endgültig erstickt und der „getreue Eckart“ blieb bis zum Tode des Meisters geduldig und hoffend an dessen Seite. Zum Jahre 1831 ist sogar die größte Zahl von Besuchen und Gesprächen der beiden verzeichnet. Unter andern Gegenständen behandelten die damaligen Unterhaltungen nicht weniger als zwanzigmal das dem alten Herrn so sehr am Herzen liegende Thema: Farbenlehre. Am 15. Mai 1831 kam es zu einem förmlichen Vertrag, durch den Goethe seinen Eckermann zum Herausgeber der Nachlassschriften bestimmte. Da heißt es u. a.: „Dr. Eckermann wird die Verteilung gedachter Schriften in Bände, die Folge derselben, worüber wir schon Unterredung gepflogen, besorgen und auf Erfordern ein gereinigtes Manuskript überliefern. Die gedachten Manuskripte sind von seinen übrigen Papieren durchaus gesondert in einem verschlossenen Kasten verwahrt, wozu Dr. Eckermann den Schlüssel hat und nach Befund und Notwendigkeit, seine Redaktion fortzusetzen, auch die jedesmaligen Lieferungen oben genannten Personen [den Vormündern von Goethes Enkeln] aushändigen wird. Für diese Bemühung erhält er fünf Prozent von dem Er-

lös gedachter Werke, und zwar nach jeder terminlichen Zahlung, wie sie vom Verleger geleistet wird.“

Der Vertrag war für Eckermann sicher sehr ehrenvoll, aber, wie sich später ergeben sollte, sehr wenig gewinnbringend. Eckermann freilich sah zunächst alles im Lichte der Verklärung und jubelte über die vermeintlich großmütige Verfügung. Hanchen dagegen sah schärfer und machte aus ihrer Unzufriedenheit kein Hehl, zumal als es sich bald darauf herausstellte, daß es mit dem halb und halb versprochenen Jahresgehalt, worauf sich alle Hoffnungen der alternden Braut gründeten, wieder einmal nichts sei. Der Weimarer Hof betrachtete es als selbstverständlich, daß der wohlhabende alte Geheimrat seinen Sekretär angemessen bezahle, während Goethe die unbequeme Last auf den Hof oder den idealgesinnten Bayernkönig oder auf irgend einen andern kunstsinningigen Mäzen abzumwälzen suchte. So sah sich Eckermann gezwungen, die geplante Heirat, zum großen Leidwesen des armen Hascherls Hanchen, immer von neuem hinauszuschieben. „Die ewige Braut“ arbeitete sich darüber in eine steigende Verbitterung hinein und machte ihrem Verlobten Vorwürfe, daß er so ganz und gar nicht geschäftstüchtig sei und seinen eigenen Vorteil gegenüber dem alten erfahrenen Herrn nicht zu wahren wisse, und Eckermann seinerseits zog sich mehr und mehr von der Berührung mit Menschen zurück, wurde einsiedlerisch und wortkarg, kaufte sich auf dem Markt einen Kreuzschnabel und im Laufe der Zeit noch eine Menge anderer gesiedelter Genossen und führte schließlich in Gesellschaft von vierzig Raub- und Singvögeln ein beschauliches, halb vergnügtes, halb griesgrämiges Junggesellendasein. Am liebsten hätte er jeden Gedanken ans Heiraten verabschiedet, aber, obwohl ihm Hanchen im Mai 1831 sein Wort zurückgab und ihm völlige Freiheit anbot, wagte der im Grunde gutmütige, weichherzige Mann doch nicht, seine Braut, an die ihn ein zwölfjähriges Verlöbniß fesselte, ganz aufzugeben. So schleppte sich die peinliche Angelegenheit noch bis zum Spätherbst hin. Endlich, am 9. November 1831, kam die Trauung wider alle Erwartung doch zustande. Es war eine Hochzeit ohne alles Gepränge und ohne rechte Freude. Goethe nahm keinerlei Notiz von dem Ereignis, das er eher mißbilligte als begrüßte; auch scheint er jetzt und später die Frau seines treuesten Gehilfen nie eines freundlichen Wortes gewürdigt zu haben. Hanchen sollte übrigens ihr spätes Eheglück, wofern von einem solchen bei der abgehärmten, frühgealterten Frau überhaupt noch die Rede sein konnte, nicht lange genießen. Sie starb am 30. April 1834, nach nur zweieinhalbjähriger Ehe, im ersten Wochenbett. „Es blieb ihr erspart“, bemerkt Houben, „Zeugin der traurigen Rolle zu werden, die ihr Eckermann, trotz seiner ‚Gespräche mit Goethe‘, neben seinem großherzoglichen Bögling zwei Jahrzehnte lang als Hofrat und — Bettler zu spielen verdammt war.“

Nach Goethes Tod beschäftigte sich Eckermann zunächst mit der Herausgabe der nachgelassenen Schriften des Meisters, eine Arbeit, die 1834 größtenteils beendet war, aber sehr wenig klingenden Gewinn einbrachte, da Goethe die Veröffentlichung seines Briefwechsels mit Zelter seinem Hausfreunde Niemer übertragen hatte und eine Neuauflage der Korrespondenz mit Schiller laut Testament nicht vor 1850 erfolgen durfte. Damit waren die einträglichsten Publikationen zum vornherein der Interessensphäre Eckermanns entzogen.

Seine 1834 wieder ernstlich in Angriff genommenen und 1836 in zwei Bänden erschienenen „Gespräche mit Goethe“ fanden zwar bei der Kritik eine durchweg günstige Aufnahme und machten ihn — nach seinem Tode! — zu einer literarischen Berühmtheit; doch das finanzielle Ergebnis war auch hier ein bescheidenes, das lange nicht ausreichte, den inzwischen Witwer gewordenen, unpraktischen Mann mit seinem Söhnchen Karl standesgemäß zu ernähren. Ein Bändchen „Gedichte“, das er 1838 bei Brockhaus veröffentlichte, blieb fast unbeachtet und war, wie Petersen sich ausdrückt, „eine klägliche Liquidation des Poetentraums“. Obwohl er im gleichen Jahre eine Stelle als Hofbibliothekar erhielt und fast gleichzeitig mit dem Titel Hofrat ausgezeichnet wurde, sah er sich um diese Zeit in eine so mißliche Lage versetzt, daß er wiederholt die Schwiegertochter Goethes, die exzentrische, unglückliche Ottilie, die selbst fast immer in peinlicher Geldverlegenheit sich befand, um Unterstützung anflehte. Am 5. Juli 1842 ersuchte er auch den Kanzler v. Müller, seinen Einfluß als Vormünder der Enkel Goethes geltend zu machen, damit ihm vonseiten der Nachkommen des Dichters eine Honoraraufbesserung bewilligt werde. Auch von Krankheiten und gelegentlichem längeren Unwohlsein blieb der Armste nicht verschont. Am 5. Februar 1842 klagte Ekermann der Schwiegertochter Goethes sein Leid: „Es gehört zu dem Schicksal meines verpfuschten Lebens, daß ich immer krank und elend bin, wenn ich Gelegenheit hätte, mich von einer guten Seite zu zeigen und die Wünsche anderer zu befördern, woher es denn auch gekommen ist, daß ich in den siebzehn Jahren meines hiesigen Aufenthalts in meinem äußern Glück um keinen Schritt vorgerückt bin, vielmehr seit des Vaters [Goethes] Tod in meiner bürgerlichen Stellung einen offenbaren Krebsgang gemacht habe.“ Und Ende des gleichen Jahres jammert er in einem Brief an einen Jugendfreund: „Ich fühle mich hier fortdauernd ganz fremd und wie im Exil. Und besonders seit Goethes Tode habe ich hier keinen eigentlichen Beruf und kein Interesse mehr. Die fürstlichen Personen erweisen mir zwar manche Gnade, allein es bleibt doch immer eine zu große Kluft, als daß es mir genügen könnte.“

Alle diese halb verzweifelten, halb resignierten Bitten und Klagen hatten indes nur geringen Erfolg und zu allem Überfluß an Elend kam es 1843 noch zu einem langwierigen, unseligen Prozeß zwischen ihm und dem Verlag Brockhaus, bei dem der schlechtberatene Ekermann als Kläger auftrat, weil der Verleger, ohne seine erneute Erlaubnis einzuholen, jedoch im Einklang mit dem Vertrag, eine unveränderte, zweite Auflage der „Gespräche“ herausgegeben hatte. Der Prozeß dauerte bis 1845 und endete, wie nicht anders zu erwarten, für Ekermann ungünstig: seine Klage wurde abgewiesen.

Schließlich nahm sich der Erbprinz, sein ehemaliger Schüler, des verbitterten, mutlosen Mannes an, ermunterte ihn, den in Angriff genommenen dritten Band der „Gespräche“ fertigzustellen, und ermöglichte dessen Erscheinen im Jahre 1848. Dieses glückliche, kaum noch für möglich gehaltene Ereignis — einen literarischen Erfolg bedeutete es freilich nicht — bewirkte ein letztes Aufleuchten des Lebensmuts und der Schaffenslust des vielgeprüften, seelisch gedrückten Mannes. Mit einem erstaunlichen, sachlich allerdings nicht gerechtfertigten Optimismus sprach er Freunden gegenüber von dem baldigen Erscheinen eines vierten Bandes der „Gespräche“, der die Äußerungen Goethes

über den zweiten Teil des „Faust“ enthalten sollte. Das war eine verzeihliche Selbsttäuschung des alten Goetheapologeten: der vierte Band ist nicht über ganz unbedeutende fragmentarische Entwürfe und Notizen hinausgekommen. „Wäre dieser vierte Teil tatsächlich erschienen“, meint Petersen, „so hätte seine Wirkung nur die sein können, daß ein Mißtrauen gegen die unbedingte Zuverlässigkeit Eckermanns schon früher geweckt worden wäre.“ Vor dieser legten und, in Anbetracht der Mentalität des Mannes, schwersten Enttäuschung bewahrte ein frühzeitiger Tod den unentwegtesten aller Goetheverehrer. Johann Peter Eckermann starb am 4. Dezember 1854 zu Weimar im 32. Jahre seines Arbeitens im Dienste des Meisters, im 63. seines Alters.

* * *

Wiederholt wurde Eckermann zu Lebzeiten teils aus Mißgunst, teils aus Unkenntnis „Goethes Sekretär“ genannt und bis in unsere Zeit ist ihm in populären Darstellungen dieser Titel und damit der Ruf eines subalternen Schreibers und Handlangers im Dienste des großen Dichters geblieben. Eckermann selbst hat sich gegen diese Bezeichnung mit ganzer Energie, ja mit persönlicher Gereiztheit zur Wehr gesetzt. „Man hat zwar mündlich und sogar auch öffentlich gesagt, ich sei Goethes Sekretär gewesen“, schrieb er in heller Entrüstung Ende 1838 an den Verleger Brockhaus, „allein daran ist kein wahres Wort und rührt ein solches Gerede von Personen her, die sehr schlecht unterrichtet waren und die mein eigentliches Verhältnis zu Goethe nicht kannten. Mein Verhältnis zu ihm war kein anderes als das eines Schülers und Mitarbeiters. Und dieses Verhältnis ist mir teuer genug zu stehen gekommen; denn ich habe die ganze Zeit auf meine eigenen Kosten gelebt und habe nur von Zeit zu Zeit das Vergnügen gehabt, mit ihm zu Tische zu sein und in seine Gesellschaft gezogen zu werden, wo denn freilich der geistige Gewinn groß war.“

Eckermann betrachtete sich zwar als Schüler und Jünger, gleichzeitig aber auch als Mitarbeiter, Berater und Freund des Altmeisters, und er war das alles in Wirklichkeit, mochte auch Goethe ihm gelegentlich Aufträge erteilen und Zumutungen an ihn stellen, für die der Ausdruck Sekretär- oder Schreiberdienste die einzig mögliche Bezeichnung ist. Sein freundschaftliches Verhältnis zum Meister gründete sich bei Eckermann auf ehrliche, ungekünstelte, bis zu Enthusiasmus und Schwärmerei gesteigerte Verehrung und Bewunderung für die Geisteserschöpfungen des Dichtersfürsten, aber nicht zuletzt auch auf die ihm angeborene Neigung zu geistiger Unterordnung, Hingabe und aufopfernder Liebe, die in der Persönlichkeit des dem jungen Geschlecht schon fast mythisch gewordenen Literaturpatriarchen von Weimar ihr eigenstes Objekt gefunden hatte. Man mag diesen Charakterzug Eckermanns mit Recht als frauenhaft, weich und schmiegsam bezeichnen und im Bilde dieses Goethejüngers die starken, männlichen Züge vermissen, doch es geht zu weit, wenn man Eckermanns Verhalten gegenüber dem Meister mit Servilität und Kriecherei auf eine Stufe stellt und von den „Augendienern und Speichelleckern Niemer, Eckermann und Konsorten“ spricht, wie dies Culpiz Boisserée einmal nach dem Zeugnis des Calderon-Übersetzers Gries (vom 11. November 1826) im Unmute tat.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Jünger und Meister waren für beide Teile von mannigfachem Nutzen und einschneidender Bedeutung. Sicher verdankte Goethe seinem „getreuen Eckart“ in erheblichem Maße seine bis ins hohe Alter anhaltende Arbeitskraft und Schaffensfreude. Eckermann hat ihm nicht nur manche unangenehme, für den Greis peinliche oder kaum noch zu bewältigende Last, wie Ordnung, Durchsicht, Korrektur und Redaktion von Drucksachen, getreulich abgenommen, er hat auch als Anreger, Berater, Beurteiler auf das Entstehen und die schließliche Vollendung von Goethes Alterswerken einen fördernden, oft selbst entscheidenden Einfluß ausgeübt. „Wilhelm Meisters Wanderjahre“, die große Cotta'sche Ausgabe der Werke vom Jahre 1826, vorzüglich aber der zweite Teil des „Faust“ wären ohne Eckermanns Anregung und tatkräftiges Eingreifen wohl kaum zum Abschluß gelangt. Daß der ergebenste aller Schüler Goethes sich auch am verständnisvollsten in die Denk- und Arbeitsweise des Meisters einlebte und nach dessen Tod durch die Veröffentlichung der „Gespräche“ am erfolgreichsten für die Ausbreitung des Goethekults wirkte, dürfte von niemand bestritten werden.

Eckermann seinerseits zog aus dem langjährigen vertraulichen Umgang mit dem alten Weltweisen von Weimar großen Vorteil und reichen, geistigen Gewinn. Wenn man bedenkt, mit welch einem äußerst dürftigen Vorrat von wissenschaftlichen Kenntnissen und allgemeiner Bildung der junge hannoveranische Bauernsohn in Weimar eintraf, als er sich Goethe zum ersten Mal vorstellte, und damit seine berühmten „Gespräche“ vergleicht, in denen er sich mit dem universellsten unter den deutschen Dichtern fortgesetzt über die verschiedensten Gebiete des Wissens und Könnens flug, verständnisvoll, auch keineswegs nur referierend, unterhält, dann wird man einigermaßen abschätzen können, wie erstaunlich groß die geistigen Fortschritte waren, die Eckermann in der neunjährigen Schule Goethes gemacht hat.

Die Anerkennung des geistigen Gewinnes, den der Verkehr mit dem Meister dem wißbegierigen Jünger brachte und die literarische Unsterblichkeit, zu der Eckermann in der Folgezeit dadurch gelangte, dürfen indes nicht über die peinliche Tatsache hinwegtäuschen, daß dem einstigen Proletarier das freundschaftliche Verhältnis zu Goethe, wie er selbst bekennt, „teuer genug zu stehen gekommen“ ist und daß die vielgerühmte Unsterblichkeit durch den vollständigen Verzicht auf Eigenart, Initiative und Produktivität, ja durch restlose Hingopferung der eigenen Persönlichkeit erkaufte werden mußte.

Da Eckermann selbst nicht als Diener und Angestellter Goethes, sondern als Freund des Olympiers gelten wollte und als solcher sich zu jedem Dienst bereit erklärt hatte, so hielt sich Goethe nicht für verpflichtet, die Arbeiten, die jener für ihn leistete, mit klingendem Lohn zu bezahlen, und Eckermann seinerseits durfte sich im Grunde über die karge materielle Unterstützung, die ihm vom Meister ab und zu gewährt wurde, nicht einmal beklagen. Er hatte ja keinen rechtskräftigen Vertrag in den Händen, auf den er sich berufen konnte. Das ganze Verhältnis ruhte auf einem freundschaftlichen Übereinkommen, dem jede genaue Formulierung und Festlegung der beiderseitigen Rechte, Befugnisse und Pflichten fehlte. Die Folge war, daß Eckermann sich gezwungen sah, die meiste Zeit auf eigene Kosten zu leben, daß er ferner die geplante Hochzeit immer wieder hinauschieben und sein Handen von Jahr zu Jahr

auf eine bessere Zukunft vertrauen mußte, daß er auch später nie auf einen grünen Zweig in wirtschaftlicher Hinsicht gelangte, ja, daß oft genug herbe Entbehrung und bittere Not an seine Türen klopfen. Ein energischer, zielbewußter Latmensch hätte wohl diesem unleidlichen Zustand durch eine offene freundschaftliche Aussprache mit dem Meister rasch ein Ende bereitet und Goethe vor die Alternative gestellt, entweder auf die ferneren Dienste des Mitarbeiters zu verzichten, oder sie angemessen zu honorieren. Aber Eckermann war aus weicherem Stoff gebildet; den Mut zu einer freien Aussprache mit dem ehrfurchtsvoll bewunderten alten Herrn Geheimrat hat er in den neun Jahren ihres Zusammenseins, von dem rasch wieder bereuten Versuch in seinem Genfer Brief abgesehen, nicht ein einziges Mal aufgebracht. Er meinte immer, „daß Goethe sich doch dergleichen selbst sagen mußte“, da er ja die mißliche finanzielle Lage seines Mitarbeiters kenne. Goethe jedoch war in Geldangelegenheiten, d. h. wo es sich für ihn darum handelte, Geld zu einer Unterstützung zu gewähren, bekanntlich sehr schwerhörig und sah auch nichts, wovon er wußte, daß es ihm beim Anblick unangenehme Gemütsstimnungen erregen konnte. Es kam hinzu, daß in den letzten Lebensjahren Goethes sein Sohn August die Finanzen des Hauses am Frauenplan eifersüchtig überwachte, und daß der alte Vater keine diesbezügliche wichtige Entscheidung traf, ohne sich vorher den Rat seines geschäftsgewandten Sohnes eingeholt zu haben. August war aber nicht nur ein genauer Rechner, vor dem die Verleger Goethes einen heillosen Respekt hatten, er stand auch mit Eckermann mehr oder weniger auf Kriegsfuß. All diese Gründe lassen die unschöne Zurückhaltung des Meisters in diesem Punkte gegenüber dem knappgehaltenen Jünger einigermaßen als erklärlich erscheinen, aber einen Ruhmesstempel für den alten Dichturfürsten bilden diese ewigen Geldverlegenheiten und die wirtschaftlich stets unsichere Lage des armen Eckermann selbst nach dem Urtheil der unentwegtesten Goetheverehrer doch wohl nicht.

Noch ein letztes und keineswegs das geringfügigste Moment darf in der Darstellung des freundschaftlichen Zusammenlebens und gemeinsamen Wirkens der beiden Männer nicht fehlen: der freiwillige Verzicht des Jüngers auf jede Selbstständigkeit, das Opfer seiner Individualität gegenüber der alle geistige Spannkraft des Gehilfen beanspruchenden und aufsaugenden Gestalt des Meisters. Gewiß, Eckermann war kein produktives Talent, geschweige denn ein Genie. Aber er hatte doch in seinen Jünglingsjahren sich mit hohen literarischen Plänen getragen, die von idealem Sinn, selbständigem Streben, kühnem Gedankenschwung Zeugnis ablegten. Und seine ersten geistigen Flugversuche verrieten, wenn auch nicht gerade hervorragende Begabung, so doch Arbeitsfreude, Schaffenslust und beharrliche Verfolgung eines festen, bestimmten Ziels. Von all dem finden wir bei Eckermann schon nach den ersten Jahren seines vertrauten Verkehrs mit Goethe kaum noch die eine oder andere Spur. Jeglicher Gedanke an eigene poetische Arbeiten wird auf die entschiedene Abmahnung des Meisters hin sofort aufgegeben; die Einladungen zur Mitarbeit an angesehenen englischen und deutschen Zeitschriften, die im Laufe der Jahre an ihn ergingen, werden trotz der mit ihnen verknüpften ungemein vorteilhaften Bedingungen infolge des unnachgiebigen Einspruches Goethes ohne Bedenken abgelehnt; Beziehungen mit einflußreichen Persön-

lichkeiten anzuknüpfen, muß sich der Jünger versagen, um nicht das Mißfallen des alten Herrn Geheimrat zu erregen; den Plan einer Veröffentlichung der „Gespräche“, von der der arme Schlucker die heißersehnte Linderung seiner wirtschaftlichen Notlage und eine neue Anregung zu eigener schriftstellerischer Tätigkeit erhoffte, sieht sich der abhängige Mann gezwungen, zu Lebzeiten des Dichters fallen zu lassen; in seinen Schriften wird er nach Inhalt und Form, zumal im Gebrauch gewisser Lieblingsausdrücke, immer mehr eine ernst-gemessene, ans Lächerliche streifende Kopie des Meisters, der „Goethe-Papagei“ Eckermann, wie Heine ihn allerdings stark übertreibend, aber doch nicht ohne sachlichen Grund genannt hat.

Als dann Goethe sich zum letzten Schlummer hingelegt und Eckermann endlich sein eigener Herr hätte werden können, da hatte der stets dienstbereite Gehilfe in der jahrelangen Schule des Meisters seine innere Freiheit und Unabhängigkeit so gründlich eingebüßt, daß es ihn auch jetzt immer nur „im Schatten des Titanen“ weiterzuleben verlangte, ja daß er selbst die Fähigkeit, sich eine eigene Existenz auf anderer, selbständiger Grundlage aufzubauen, gänzlich verloren zu haben schien. Glückliche, heitere und frohe Tage waren ihm in diesen letzten Jahren nur noch selten beschieden, um so häufiger stellten sich Mühsale, Prüfungen und bange Sorgen ein, aber die bisherige Art zu sein und zu wirken blieb doch schließlich, wie es ihm scheinen mochte, die einzige Form, die für den innerlich gebrochenen Mann noch paßte und die ihm sein „verpfushtes Leben“ wenigstens einigermaßen erträglich machte. Für den alternden, schon von Natur aus zu Schüchternheit und Mißtrauen in die eigene Kraft neigenden menschen scheuen Wittwer mit den vierzig Vögeln, der im Verkehr mit Goethe das bescheidene Maß von geistiger Eigenart und Selbstständigkeit, das ihm beschieden war, geopfert hatte, gab es auch nach dem Tode des Dichtersfürsten nur die e i n e Möglichkeit des Wirkens: die Weiterarbeit im Dienste und nach dem Willen des Verstorbenen, die Werbetätigkeit für den Kult und die Apotheose des Meisters.

Mois Stockmann S. J.